

Pränatale Psychologie als Brücke zwischen naturwissenschaftlicher und transpersonaler Psychologie

Alfons Reiter

Menschsein kann aus psychologisch-anthropologischer Sicht als ein Gebäude hierarchisch aufsteigender Ebenen einer Ganzheit begriffen werden. In unserer Metapher der Brücke stehen am einen Ufer naturwissenschaftliche Positionen einer fast ausschließlichen kognitiven bzw. psychophysiologischen Psychologie: Bewusstsein wird als ein Produkt oder ein Begleitphänomen materieller Prozesse gesehen. Die davon abgeleitete Erkenntnismöglichkeit (Kognition) reproduziert sein materielles Substrat als eine objektiv isolierbare Wirklichkeit.

Am anderen Ufer stehen Positionen der Transpersonalen Psychologie¹ bzw. Psychotherapie. In der Transpersonalen Psychologie ist das Forschungsinteresse auf Bereiche gerichtet wie erweiterter Bewusstseinszuständen (Grof, 1998), Meditation (Ott, 2000), erweiterte Persönlichkeits- bis zu kosmologische Konzepte (Wilber, 1991, 1996) u.a.m.

In der Transpersonalen Psychotherapie geht es um die Einbeziehung spiritueller und religiöser Erfahrungen in die Forschung, in die Lebenspraxis und in die Psychotherapie (Belschner, Gottwald, 1999). In der Konsequenz dieser Forschungsrichtung wird eine „spirituelle Psychologie“ (Zukav, 1991) gefordert.

Brücke als Metapher suggeriert, daß ich von einem zum anderen Ufer gelangen kann. Das ist im Sinne eines Hinüberschreitens nicht möglich, wenn ich mich mit einem fundamentalistisch-positivistischen Denken auf den Weg mache. Der Übergang bedarf einer steten Progression in unserem Bewusstsein, die sich aus einer entsprechenden Herangehensweise ergibt.

In der Transpersonalen Psychologie bzw. Psychotherapie, wird mit einer funktionalen Beziehung zwischen Forscher und Forschungsgegenstand gerechnet. Eine nicht nur reflektierende sondern auch intuierende Auseinandersetzung mit dem Gegenstand ist notwendig. Sie bringt im Forscher selbst Wandlungen in seiner

¹ Unter der Internetanschrift: <http://www.dktp.org/ueber.htm> werden die Anliegen des „Deutschen Kollegiums für Transpersonale Psychologie und Psychotherapie“ angeführt.

Bewusstheit und in seinem Erleben hervor, das ihn den Gegenstand selbst wieder in erweiterten Dimensionen erfassen lässt.

Die Forderung nach einer strikten Trennung von Methode und Gegenstand im naturwissenschaftlichen Erkenntnisideal unterbindet eine Annäherung von naturwissenschaftlichen und transpersonalen Positionen. Auch für die naturwissenschaftliche Ebene gilt, dass Denken Wirklichkeiten schafft. Mit dem Ideal der Trennung von Methodik und Gegenstand zu Gunsten „wissenschaftlicher Wahrheiten“ wird die Wirklichkeit bzw. der Gegenstand analog des Fassungsvermögens der Methoden reduziert, das vice versa wieder die Erkenntnismöglichkeiten einschränkt. In einem kognitionsdominierten Herangehen isoliert sich der Forscher gegen Kräfte, die vom Bewusstseinsgegenstand ausgehen und ihn in eine Entwicklungs- und Erkenntnisprogression bringen sollten. Ich vermeide damit eine Erkenntnisgewinnung, die zwischen Forscher und Gegenstand möglich wird; auf den Prozess der Individuation bezogen: Ich verunmögliche Integrationsprozesse der in mir angelegten Ebenen.

Ein Paradigmawechsel in Richtung mehrdimensionaler Betrachtung ist angesagt. In der modernen Physik ist eine mehrdimensionale Betrachtung (z.B. als Teilchen oder als Welle) selbstverständlich geworden. Es ist unverständlich, daß der Mainstream der Psychologie noch immer Ihren Gegenstand in der Newton'schen Spaltung hält. Sie geht von verschiedenen Wahrnehmungskategorien aus und leitet davon die „wissenschaftliche Validität“ ab. Nur die Kognition könne „wissenschaftliche Wahrheiten“ generieren. „Die Dogmatik der Behauptung der Existenz einer „objektiven Wirklichkeit“ verleugnet die Subjektabhängigkeit und Subjektbedingtheit jeder Erkenntnis (Brocher, 1982, S. 10). Damit wird die Spaltung in Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften aufrechtgehalten. Eine umfassende psychologisch-anthropologische Forschung ist blockiert.

Dringend ist ein Paradigmawechsel gefordert, der im Sinne Maturana's die Hierarchie von Organisation und Struktur eines lebendigen Systems und dessen Funktionen revidiert: Erkenntnismöglichkeiten seien ein prinzipiell subjektabhängiges Phänomen und der Autopoiese (Selbstorganisation eines organismischen Systems) des Erkennenden untergeordnet. Es gäbe keine absolute Realität. Sie werde durch die Operationen des Beobachters bestimmt. (vgl. Maturana, 1982, S. 303). Damit

relativiert sich auch der mittels Kognition postulierte Wahrheitsgrad und damit umgrenzte Forschungsgegenstand.

Das Hinüberschreiten von einem Ufer zum anderen – und dies ist ein Weg der Menschenbildforschung – bleibt ein Wagnis und ein paradoxes Unternehmen. Ich kann den Gegenstand nur komplexer begreifen, wenn ich meine gewohnten Denkmuster relativiere und in einem offenen, interaktiven Dialog mit dem Gegenstand eintrete. Ich muss gewohnte Sicherungen aufgeben, um ihn erweitert sehen zu können. Ich verändere damit für mich das System, das mir dadurch wieder Zugang neue Erkenntnisweisen ermöglicht. Ich erkenne und erlebe den Gegenstand entsprechend vertieft².

Mit einer solchen Bereitschaft zu einer mehrdimensionalen Gegenstandsbetrachtung macht der Titel dieses Beitrages erst Sinn. Wie revolutionär auch die Befunde der Pränatalen Psychologie (Chaimberlain, 1997; Blum, 1993) sind. Sie können keinen Paradigmawechsel im Denken des Forschers erzwingen. Dies ist nicht ein wissenschaftstheoretisches sondern ein psychologisches Problem (Brocher, 1986. 10f) bzw. Widerstandsphänomen (Devereux, 1998). Mit einer entsprechenden Einstellung des Forschers können die Befunde der Pränatalen Psychologie helfen, sich für eine komplexere Gegenstandserfassung auf den Weg zu machen. Eine naturwissenschaftliche Beschäftigung mit der physiologischen und psychischen pränatalen Entwicklung stößt sehr bald in die Grenzen ihrer methodischen und paradigmatischen Möglichkeiten. Die Befunde können Unruhe stiften. Türen werden aufgestoßen. Drängende Fragen bleiben offen. Der Gegenstand darf komplexer gesehen werden. Dieser wirkt auf den Betrachter zurück und ermöglicht neue Dimensionen des Sehens.

Die Befunde der Pränatalen Psychologie haben nicht weniger Bedeutung für Positionen der Transpersonalen Psychologie und Psychotherapie. Die Transpersonale Psychologie bekommt über sie einen empirischen Forschungszugang zu den Wurzeln erweiterter Bewusstseinszustände.

Von noch größerer Bedeutung ist sie für die Transpersonale Psychotherapie. „Psyche“ wird hier im ursprünglichen Sinne als Seele begriffen und Menschsein als aufgegebener Weg der Seinsverkörperung im Sinne von Jung's Individuation. Methodisch dominiert der empirisch-induktive Zugang. Der Gegenstand der

² In der psychoanalytischen Erkenntnisbildung wird dies praktiziert. Mit der Haltung des Analytikers in „freischwebenden Aufmerksamkeit“ soll ein Erkenntnisprozess analog der Erkenntnis- und Verarbeitungsmöglichkeiten des Systems erreicht werden. Im Erkennen spiegelt sich die Ontogenese des Erkennenden (Maturana, 1982, S. 3).

Psychologie ist hier um die Seinsdimension erweitert, das eine wichtige Erweiterung für die Menschenbildforschung bedeutet.

Die Pränatale Zeit überbrückt als Lebensabschnitt westliche und östliche Paradigmen.

Das westliche Denken geht vom Ichbewusstsein aus, dem Priorität in der Wirklichkeitserfassung eingeräumt wird. Das Denken geht zurück in die frühe Kindheit, wo dieses Bewusstsein sich sozialisiert und differenziert, sich aber für unsere konkrete Erfassung immer mehr verläuft. Entsprechende Modelle sehen unsere psychische Entwicklung sich von der symbiotischen Undifferenziertheit hin zur Differenzierung entfalten. Aus dem Naturwesen Mensch wird erst allmählich ein Kulturwesen.

Östliche Paradigmen (Schmalzl, 1951) denken vom Beginn unserer Entwicklung, von der Seele her und wie sich diese im Individuationseweg verkörpert³. C.G. Jung hat ein differenziertes Konzept dazu ausgearbeitet (Müller, Seifert, 1994). Ein radikaler Paradigmawechsel zur Erreichung eines neuen Blickpunktes für die Seelen- bzw. Seinswirklichkeit im Erkennen und Erleben erfolgt in indischen Lehren (Zimmer, 1944) oder im Zen-Buddhismus, im Erleben der Satori-Erfahrung (Suzuki, 1939 S. 123f; Almas, 1997).

Nahbeziehung von Pränatalzeit und Transpersonaler Psychologie

Die Pränatale Psychologie war bereits zu Beginn der transpersonalen Bewegung im Fokus der Aufmerksamkeit. Die Studien von Grof (1998) konnten mit den bekannten LSD Forschungen experimentell vier Matrices beim Geburtsvorgang isolieren. Weiters zeigte er, dass in psychodelischen Zuständen erweiterte Bewusstseinszustände aktiviert werden können, die man bisher mit okkult, parapsychologisch oder esoterisch abtat.

Er erarbeitete eine komplexe „Topographie des Unbewussten“ (Grof, 1998, S. 178 -179). Sie geht von zeitlichen (wie eben auch embryonale und fötale Erfahrungen) und räumlichen Bewusstseinsweiterungen in der objektiven

³ C.G. Carus (Vliegen, 1976), der von einem vorembryonalen, embryonalen und dann nachgeburtlichen Stadium spricht. Oder wie es im indischen Märchen dem „Königsgaukler“ ausgedrückt wird, wo eine Seele zur Verkörperung auf die Erde gebracht wird, damit all das Wissen um ihr Wesen verliert, und erst langsam mit der Ausbildung des Erkenntnisvermögens wieder dessen bewusst wird, was sie von Anfang an war. (Kübber, 2001).

Welt bis zu Erweiterungen des Erfahrungsbereichs über den Rahmen der objektiven Realität hinaus von spirituellen, medialen Erfahrungen bis zum Bewusstsein des universalen Geistes.

Wenn die LSD-Versuche auch nach naturwissenschaftlichen Kriterien vom Setting her angelegt waren, so bekam man die gehobenen Inhalte doch in symbolischer Verkleidung, die erst der Interpretation bedurften. Ein Grund für viele, die Ergebnisse nicht ernstnehmen zu brauchen.

Auch anderer Forscher bestätigten die Befunde von Prof. Galati (1991) konnte die Bejahung oder Verneinung im Mutterleib empirisch untermauern. Lake (House, 1999) verweist in seiner „primären Integrationstherapie“ in Verbindung mit LSD auf die Bedeutung des Schwangerschaftstrimesters für die gesamte weitere Entwicklung.

Die Erkenntnisse, die man aus den Geburtsmatrizes und den Mutterleibserfahrungen gewann, konnte man mit anderen introspektiven Zugängen absichern. So erstellte Kruse (1969, S. 117) Kriterien für Geburts- und Mutterleibsträume. Nicht selten bekommen wir von Klienten mit affektiven Psychosen im bildnerischen Ausdruck Zeichnungen, die an pränatale Engramme denken lassen. (Reiter, 1999). Spektakulär sind Phänomene in imaginativen Zugängen (Katathymes Bilderleben), wo gleichsam auf der Zeitachse in verschiedene Stadien der vorgeburtlichen Zeit zurückgegangen werden kann (Reiter, 1995).

Für die naturwissenschaftliche Forschung stellen sich hier Fragen: Ab wann können wir schon vorgeburtlich mit Sinneserfahrungen rechnen? Wie differenziert sind diese, welche Speicherungen sind ab wann möglich und in welcher Weise werden die Inhalte kodiert?

Solche Fragen stellen sich in der Transpersonalen Psychologie im Zusammenhang mit der Erforschung erweiterter Bewusstseiszustände. Mit neueren Befunden seitens der Pränatalen Psychologie kann gezeigt werden, dass eine Reihe von Phänomenen, die bisher vorschnell mit paranormal, okkult oder spirituell in Verbindung gebracht wurden, als Wahrnehmungsmöglichkeiten zur Grundausstattung des Menschen gehören.

Neurobiologische und hirnhysiologische Befunde

Mit der Bildung von psychischen Repräsentanzen kann heute seitens der Funktionsreife des Gehirns bereits ab dem vierten bis fünften Schwangerschaftsmonat gerechnet werden. Diese Vorformen von psychischen Repräsentanzen werden als Rigs (Schemas – of – being – with; Dornes, 1997, S. 126) bezeichnet. Es sind dies Situations- und Objekterwartungen, in denen frühe Erfahrungsepisoden generalisiert und integriert werden, die auf dem Wege sind, zu evozierbaren und reflektierten Selbst- und Objektbildern zu werden.

Bis zur Ausbildung eines „evokativen Gedächtnisses“ (ca. 18 LM) verfügen wir über ein sich ausbildendes „episodisches“ oder „situationsspezifisches Gedächtnis“. Die Inhalte werden 1:1 als Situationen gespeichert; aber auch schon im Kontext ihrer situativen Einbettung. Frühträume, Geburts- und Mutterleibsträume sind davon charakterisiert. (Dornes, 2000).

Die Neurobiologie und Gedächtnisforschung nimmt an, daß wir auch schon vor der Zeit, wo wir die Möglichkeit haben, Vorformen von Repräsentanzen zu bilden, Erfahrungen speichern können; ja selbst dann, wenn das Hauptorgan der Speicherung, das Gehirn, noch gar nicht existiert. So spricht Lake (House 1999), der sich auf die Forschungen von Pibram bezieht, von einem Zellbewusstsein, einer holographischen Speicherung, die mit der Ausbildung der Haut schon angenommen werden kann.

Mit diesen Paradigmen geht die Naturwissenschaft weit auf das transpersonale Ufer zu. Sie wird hier aber auch mit ihren Grenzen konfrontiert. Sie kann wohl funktionale Aspekte erfassen, nicht aber inhaltliche. Dies muss sie introspektiven Methoden weitergeben, die aber ihrerseits an Aussagegewert gewinnen, wenn die Möglichkeit der Erfassung von der Gedächtnisforschung her gestützt wird.

Die pränatalen bzw. peri- und postnatalen Erfahrungen des „episodischen Gedächtnisses“ drängen zur semantisch-symbolischen Verarbeitung im „evokativen Gedächtnis“.

Die Möglichkeit der pränatalen Erfahrung und Speicherung wie auch, was wir erfahren, ist aus evolutionsbiologischer Sicht nicht einer Beliebigkeit anheimgestellt (Crisan, 1999). Es ist unsere phylogenetische und ontogenetische Basis, die – besonders wenn sie traumatisch verlief – zur Integration in das „evokative Gedächtnis“ drängt. Inhalte davon können nur atmosphärisch wiederbelebt und

als solches Erleben von der semantisch-symbolischen Verarbeitung erfasst und integriert werden.

Die Pränatalzeit ist damit nicht nur ein biologisch notwendig durchlebter Entwicklungsabschnitt, sondern sie drängt als „dicht erlebter komplexer Erfahrungsraum“ zeitlebens zur Integration in das spätere Bewusstsein. In anderen Kulturen wird z.B. in der Chakrenlehre dieses Integrationsanliegen gemeinschaftlich verankert getragen (Crisan, 1994).

Im weiteren wird auf Aspekte der Transpersonalen Psychotherapie im Zusammenhang mit empirisch-induktiv bzw. introspektiv gewonnenen Befunden zur Pränatalzeit eingegangen werden: Es geht um Themen wie Verkörperung des Seins, Individuation, Ganzheit und die Möglichkeiten des Verlustes derselben.

Am Anfang stand Ganzheit

Die Erkenntnisse seitens der modernen Säuglingsforschung, Embryologie und Pränatalen Psychologie entsprechen dem Bild, das uns bereits die Quantenphysik vermittelte, nämlich das einer ganzheitlichen, zusammenhängenden und unteilbaren Wirklichkeit, die sich von einem innewohnenden Prinzip organisiert; und dies vom Anfang an.

Staunte man gerade erst über den „kompetenten Säugling“ (Dornes, 1992), so erweiterte sich dies heute auf ein Staunen über den „kompetenten Föten und Embryo“. Es gibt nicht den „passiven Passagier“ im Mutterleib (Krüll, 1997). Von Beginn an bestimmt eine begegnende Dualität die Entwicklung. Bereits die befruchtete Eizelle zeigt sich mit Autonomie ausgestattet. Sie ist selbst aktiv auf dem Weg in die Gebärmutter und gibt Signale, um die Einnistung einzuleiten; bis zur Einleitung der Geburt selbst gehen vom Kind organisierende Impulse zu seinem Dialogpartner Mutter hin.

Es erfolgte auch ein Umdenken hinsichtlich des Zusammenhanges von Struktur und Funktion. Blechschmidt (1976) spricht von Wachstumsbewegung und Wachstumsschreiten. Anlage und Funktion bedingen sich wechselseitig. Entwicklung ist nicht mehr als starres Abspulen von Anlagen zu verstehen, sondern als lebendiger Entfaltungsprozess von aktivierter Potenz auf strukturell gegebener Möglichkeit.

Von Anfang an begegnen uns nicht Teile, die zur einer Ganzgestalt sich entfalten, sondern aus einer stets gegenwärtigen unsichtbaren Ganzheit verkörpert sich diese zu einer für uns allmählich fassbaren Ganzgestalt.

Zuerst ist Amodalität – Eine Fülle von vernetzter Sinneserfahrungen

Zur Relativierung unseres gewohnten deduktiven Vorgehens, können uns ebenfalls naturwissenschaftliche Befunde zur Pränatalzeit helfen, uns in Richtung zu ganzheitlichem, sinnhaft-erlebenden Denken zu öffnen.

Befunde der Säuglingsforschung (Lichtenberg, 1991; Stern, 1992; Dornes, 1992,2000) zeigen, dass sich die Sinne bereits vorgeburtlich ganzheitlich organisieren. Bereits der Fötus nimmt amodal wahr. Die Sinne sind untereinander verknüpft und üben sich gegenseitig ein. Das Neugeborene ist von seiner Wahrnehmung her ganzheitlich, nimmt komplex sinnhaft wahr.

Je hellhöriger wir für dies werden, umso mehr gelingt es uns, ganzheitliche Erfahrung in die weitere Entwicklung hinüberzueretten. So können bereits behutsame Geburtspraxen die ganzheitliche Erfahrung fördern (Fijalkowski, 1987) Tscharkowsky (1988) konnte zeigen, daß bei Wassergeburten und einem entsprechendem Umgang mit dem Element Wasser sich vermehrt Synästhetiker und paraphänomenale Fähigkeiten beobachten lassen⁴.

In dem wir die ursprüngliche Ganzheit nicht in die Entwicklung herüberretten können, verlieren wir die Fähigkeiten zu erweiterten Bewusstseinszuständen; anstatt sie sonst nützen zu können, wie sie zur Ausstattung des Menschensein gehören. Daß dies möglich ist, zeigen uns kulturanthropologische Befunde schamanischer Kulturen, wo solche zur Grundausstattung eines Schamanen gehören (Schmücker, 1991, S. 105f) aber auch bei zur Lebensbewältigung gezielt gefördert werden (Chavers, 1984).

Traumen zerstören die Ganzheit

Die psychischen und gehirneurophysiologischen Verläufe bei „Posttraumatischen Belastungsstörungen“ brachten uns wichtige Einsichten zur Entstehung von Strukturstörungen auf Grund von Frühtraumen. Traumatische Belastungen können eine kortikale Verarbeitung blockieren und das subkortikale Überlebenssystem zur

⁴ Tscharkowsky, ein Arzt aus Moskau, versucht in seinen Trainings Baby zu lehren, daß das Element das Wasser ist. Er bereitet Mütter in einer Bucht am Schwarzen Meer auf die Geburt vor, begleitet sie während der Geburt und trainiert die Neugeborenen im Wasser.

Verarbeitung reaktivieren, bis nur noch passive intrapsychische Abwehrmuster möglich sind. Die Ganzheit des situativen Raum-, Zeit-, und Selbsterlebens und insbesondere das Erleben für den Handlungsvollzug geht verloren. Das Trauma wird eingefroren und bleibt ohne sprachlich-symbolische Repräsentanz. Die Wiederbelegung des Traumas erfolgt über situationsspezifische Auslöser (Hochauf, 1999).

Vor der Ausbildung symbolisch-semantischer Verarbeitung (dies ist ca. erst ab dem 18. Monat möglich) ist die Gefahr groß, bei emotionalen Überlastungen die Amodalität zurücknehmen zu müssen. Die Distanzierungsmöglichkeit zur Situation ist nicht gegeben. Ganzheit wird durch Abspaltungen ersetzt. Die neue Organisation verfestigt sich strukturell.

Wie wir seitens der neurobiologischen und hirnhysiologischen Forschung wissen, ist eine präkorticale Verarbeitung schon ab dem vierten bis fünften Schwangerschaftsmonat möglich (Krüll, 1997; Deneke, 1999). Spaltungsprozesse können demnach schon nachweislich ab dieser Zeit in Gang gesetzt werden. Das bedeutet: Der Verlust der Ganzheit ist nicht erst nachgeburtlich, sondern bereits vorgeburtlich möglich.

So wichtig diese Befunde für die Prophylaxe von Grundstörungen sind, so ist zu fürchten, dass unsere Kultur für diese Vorgänge nicht sensibel genug ist, um zu erfassen, was mit dem Verlust der Ganzheit gemeint ist. Man ist der Meinung, daß gravierende Traumata (episodisch oder/und kumulativ) stattfinden müssen, dass es zu einer strukturschädigenden Rücknahme der Amodalität kommt. Dies sei die Ausnahme aber nicht die Regel.

Was die von uns erfassbaren Strukturpathologien (Psychosen, Borderline, Suchtgefährdung etc.) betrifft, mag das zutreffen. Nicht aber, wo Menschsein als aufgegebene „Selbstwerdung“ verstanden wird. Wenn die Bedingungen für diese nicht seitens der Umwelt gegeben sind, - und dafür ist eine umfassende Bejahung des Individuums notwendig – scheint dies als die traumatische Primärerfahrung erlebt zu werden, wodurch die Ganzheit nicht fortgeführt werden kann und diese hinter Abspaltungen in Schutz gebracht wird.

Hier werden wir mit den Grenzen unseres westlichen (naturwissenschaftlich geprägten) Menschenbildes konfrontiert. Es sieht den Menschen als ein organismisches System, in dem Bewusstsein Begleitprozesse desselben sind. Treten nicht

schwerwiegende psychische Traumatisierungen ein, wodurch Wahrnehmungsfunktionen physiologisch nachweisbar reduziert werden, könne eine einigermaßen gesunde Entwicklung erwartet werden.

Wie Ganzheit in einem viel umfassenderen und ursprünglicheren Sinne gelebt werden könnte, wie man dieser Ganzheit verlustig gehen kann und wie dieser Verlust erlebt und sich tradiert, dazu hat unsere Kultur kaum mehr ein Wissen. Zentrale Bereiche unseres Menschseins bleiben dadurch brach und können sich nicht entfalten.

Dieses Wissen um unsere Ganzheit, aber auch um deren dramatisch erlebten Verlust ist in uns gespeichert. Die nicht gelebte Ganzheit meldet sich immer wieder als „inneres Entwicklungswissen“ über introspektive Zugänge zurück wie im folgenden Traum einer Analysandin.

Sie kommt wegen Beziehungsprobleme in die Therapie. Sie leidet darunter, alleingelassen zu werden. Diese Ängste lösen körperliche Begleitbeschwerden aus. In der Analyse stellen sich sehr bald „große Träume“ (C.G. Jung) ein, in denen wir Hinweise dafür bekommen, dass hinter frühen Verlassenheitstraumen der Verlust einer primären Ganzheit vermutet werden kann, um das sie „weis“:

Traum 1: Meine Schwester und ich sind bei einem Brunnen. Unser jüngster Bruder ist noch ganz klein und spielt am Brunnenrand. Er ist die Lebensfreude selbst. Plötzlich fällt er ins Wasser. Wir reagierten sofort und ziehen ihn heraus. Das Wasser fließt von ihm ab; nicht alles. Es bleibt eine feine undurchdringliche Schicht zurück, die ihn wie ein Glassturz von oben bis unten einschließt. Seine Haut dahinter ist genau so rosig wie vorher. Die Augen sind offen, als hätte er noch gar nicht begriffen, was passiert ist. Ich komme in Panik. Wenn er den nächsten Atemzug macht, wird er merken, dass er keine Luft mehr bekommt und sterben muss. Ich muss die Glasschicht noch vorher zertrümmert haben und suche nach einer Möglichkeit, dies zu tun. In dieser Panik erwache ich.

Ich selbst habe jetzt die Zustände, die ich beim Kind befürchtete, wenn es registriert, dass es keine Luft mehr bekommt. Ich kann kaum atmen. Auch wenn ich jetzt daran denke, bekomme ich ein Atemproblem.

Was mich wunderte: Der Kleine merkte das gar nicht. Ich hatte die Panik. Es war, als blieb er in einer ganz anderen Welt zurück und ich bin jenseits von dieser seiner Welt.

Das Kind hat Betreuung. Es fällt ins Wasser und wird gleich umsorgend wieder herausgeholt. Es ist nicht verletzt. Dennoch ist etwas passiert. Sie verliert die Lebendigkeit.

Der Verlust der ehemaligen Ganzheit wird von der Traumregie dramatisch inszeniert. Auf der Objektstufe aufgespalten in die Szene vor dem Absturz, wo das Kind noch die Ganzheit lebt und der Szene nachher, wo die ursprüngliche Lebendigkeit hinter einer Glasschicht verschlossen wird und das als Sterbenot erfährt. Sie assoziiert dazu die Verlassenheitsängste, die sie in ihrer Partnerschaft quälen. Sie wird in diesem und noch weiteren Träumen darauf verwiesen, dass ihr ursprüngliches Trauma der Verlust einer umfassenden Ganzheit ist, sie in Abspaltungen lebt und eigentlich lebendig tot ist.

Aus der Sicht der psychoanalytischen Objektbeziehungs-forschung (Jacobson, 1978) würde der Traum auf traumatische Verläufe in der frühen Mutter-Kind-Beziehung verweisen. Der Inhalt dieses und weiterer Träume erschöpft sich nicht in diesem Interpretationsrahmen. Sie verweisen uns auf hierarchisch übergeordnete Ebenen der Individuation.

Pardigmawechsel vom Menschenbild der Psychoanalyse zur Jung'schen Sicht (Individuation) bzw. transpersonalen Psychologie

Aborigines (Morgan, 1995; Mudrooroo, 1994) bezeichnen sich als die „ganzen Menschen“ und den westlichen als den „veränderten Menschen“.

Mit „verändert“ ist der Verlust einer Ganzheit gemeint, der sie von ihrem eigentlichen Wesen, voneinander und von der Natur distanziert; ein Verlust der Ganzheit, der sie eine Fülle des Erlebens verlieren lässt, was ein nicht mehr lebenswertes Leben bedeutet.

Was mit diesem Verlust der Ganzheit gemeint ist, sprengt die Möglichkeiten naturwissenschaftlichen Erfassens. Es betrifft Ebenen, die über der körperlichen und der sich körperanalog entfaltenden psychischen Ebene liegen: die Ebene der Individuation. Es geht um den Weg der Verkörperung des eigentlichen oder größeren Selbst.

C.G. Jung hat in seiner Analytischen Psychologie ein umfangreiches Konzept zur Verkörperung des Selbstzentrums ausgearbeitet (Müller, Seifert, 1994). Die Verkörperung des „inneren Selbst“ – hier ein ontischer Begriff – nennt er den Weg der Individuation. Wenn in Therapien der Individuationsprozess in Bewegung kommt, werden die Bilder in Träumen elementarer. Es

ist, als wenn ein neues Drehbuch für die Entwicklung ausgegeben wird, nämlich das der Individuation und nicht selten der Regisseur sich selbst weise lenkend zeigt. Graf Dürkheim dazu:

„In der Tiefe unseres Selbstes wirkt ein Agens, das alles, was wir sind, tun oder lassen, formt, übergreift, auswiegt, erneuert und richtet: Die Selbstverwirklichungsspannung des größeren Lebens, so wie es in unserem Wesen verkörpert ist (Dürkheim 1951, S. 43). Der Mensch kann hier die „große Erfahrung“ machen, „dass das eigene Leben im Dasein gespeist und getragen, vorgeformt und gerichtet und zugleich geborgen und aufgehoben ist in der Seinsfülle, Ordnung und Einheit eines größeren Lebens, das unser kleines Leben durchwaltet und übergreift,“ (Dürkheim 1951, 59).

Wenn dieses Zentrum die Regie übernimmt, erfahren wir transpersonale Wirklichkeiten im psychotherapeutischen Kontext. Dazu ein Beispiel aus der psychotherapeutischen Praxis. Der Analysand wird von einem „inneren Entwicklungswissen“ in die Therapie begleitet. Er träumt die beiden Träume gleich mehrmals hintereinander vor Therapiebeginn.

Traum 2: Ich war in einer Runde von Leuten. Wir übten memorieren. Wir suchten Querverbindungen, mit denen wir Vergangenes aus unserem Leben erinnerten. Das ging immer besser. Es war schließlich ein beglückendes Gefühl, das Vergangene in so einer Fülle präsent zu haben.

Er berichtet weiter einen Wiederholungstraum der letzten Zeit:

Traum 3: Ich treffe meinen Doppelgänger. Ich stehe selbst vor mir. Dieser andere – ich selbst - schaut mich durchdringend an. Bei diesem Blick gibt es kein Trixen. Er sieht und erkennt alles in mir. Es ist anstrengend sich diesem Blick auszusetzen. Ich werde wütend, wie mich das klein macht. Ich werde wütend auf dieses alter Ego vor mir. Gleichzeitig beneide ich ihn um diese Klarheit, um dieses Wissen, wie ich sein sollte.

Das ist so anstrengend, mich dem auszusetzen. Ich erwache. Noch beim Aufwachen denke ich: Aber auch der andere bin ich und das beruhigt mich wieder.

Im ersten Traum bereitet er sich auf die Analyse vor, wie er es von seinem analytischen Denken her begreift. Er ist fasziniert, wie dieses assoziative Reproduzieren immer besser geht. Im zweiten Traum steht das Ich in der entfremdeten Identität seinem Wissen aus dem inneren Selbst gegenüber. Auch das ist er. Dieses gilt es aber erst zu verkörpern.

Welche Barrieren sich dem widersetzen, deutet die Diskrepanz zwischen entfremdeten Ichbewusstsein und dem Wissen aus dem Selbst (Doppelgänger) an. Im Traum windet es sich, in den Spiegel der bisher verfehlten Individuation zu schauen. Beim Aufwachen werden die Abspaltungen wieder wirksam. Das Ichbewusstsein bekommt erneut Überhand und heftet sich gleich den weisen Doppelgänger auf seine Fahnen: „Der andere bin ja auch ich“.

Es ist ein eindrucksvolles Beispiel, wie mächtig das Ichbewusstsein - trotz all seiner eigentlichen Ohnmacht - auf der Egoebene ist, und welche eine mühevoll Aufgabe der innere Entwicklungsregisseur hat, seine Botschaften auf die entfremdete Bewusstseinssebene zu bringen.

Pränatalzeit und Individuation

Die Individuation hat die körperliche und die sich körperanalog entwickelnde psychische Ebene als Realisationsbasis. Symbole des Individuationsverlaufes füllen sich inhaltlich mit Schlüsselthemen der Ontogenese wie Zeugung, Geburt, Tod. Träume mit pränatalen Inhalten können Engramme aus der vorgeburtlichen Entwicklung sein, aber auch zur Darstellung unseres Individuationsverlaufes genutzt werden. Der Verlust der Ganzheit wird – wie im ersten Traum – als Tod erlebt. Weckung zu dieser als Zeugung und Wiedergeburt.

Geburtsträume und Mutterleibsträume (Kruse, 1969, S. 115) unterscheiden sich von Träumen, in denen vordergründig Aussagen zum Individuationsverlauf angesprochen werden. Es stellt sich die Frage, ob die pränatalen Inhalte allein symbolisch zu verstehen sind oder ob sie gleichzeitig auch eine zeitlich zuordenbare Aussage darstellen. Diese Annahme legte sich aus den Prozessdaten der Analyse nahe. In solchem Falle ergeben Träume Hinweise darauf, wie früh schon die Verkörperung des Selbst belastet sein kann. Dazu folgender Traum:

Traum 4: Ich bin auf einer Wiese. Sie ist eingezäunt. Ein leichter Abhang. Es wird ein Baby geboren. Ich sehe aber die Gebärende nicht. Es werden 10 Embryonen geboren, nicht größer wie ein paar Zentimeter. Sie liegen auf einem Haufen zusammengeworfen und sind schutzlos der Sonne ausgesetzt. Ich sehe, wie sie austrocknen. Besonders die Augen. Sie sind zu und trocknen aus. Ein furchtbares Bild. Diese kleinen Kinder leben aber noch, aber sicher nicht mehr lange.

Dann wird ein ausgetragenes Kind geboren. Eine ganz normale Geburt. Einer klopf dem Kind auf den Po, damit es zu schreien anfängt. Es wird nichts Außergewöhnliches bemerkt. Es fängt aber nicht an zu schreien. Ich weiß, dass es schon tot ist.

Im katathymen Bilderleben geht die Träumerin erneut in den Traum hinein. Sie bekommt die Not dieser Embryos ins Erleben, fühlt sich selbst schutzlos, schwach, ohnmächtig. Assoziativ reihen sich Einfälle solcher Erfahrung bis in die früheste Kindheit. Der Regisseur des Traumes „weiß“ mehr und verweist auf eine Traumatisierung, die - dem Bild nach - im ersten Trimester der Schwangerschaft zu orten wäre.

Die Traumdramaturgie verknüpft Geburt mit der Embryonalzeit. Bevor die erwartete Geburt stattfindet, wird an den Beginn der Schwangerschaft zurückgeblendet. Dort schon wird Leben – die Individuation - angehalten. Es kommt dennoch zur Geburt. Eine ganz normale Geburt; für die anderen. Für sie nicht. Aus der Rückblendung weiß sie, dass das Kind schon lange tot ist. Ein möglicher Hinweis, wie früh schon die Verkörperung eines ganz zentralen Teils verhindert werden kann.

Beispiel einer Individuationsgeburt

Eine Jugendliche hat in der Ablösungskrise von ihrer Mutter zum imaginativen Weg spontan Zugang. Das Entwicklungsstreben ihrer Individuation holt sie – vom symbolischen Ausdruck her - in den pränatalen Raum zurück. In der Entspannung kommen spontan folgende Bilder:

„Ich sehe mich ganz klein. Erlebe mich zerbrechlich, durchsichtig, verängstigt, allein. Ein blauer Körper. Schaut aus wie ein Embryo. Die Knochen sind so länglich, mager, hängen dran, als wenn es krank wäre. Ich habe mich noch nie so zerbrechlich gesehen. Weil ihm die Wärme fehlt, kann es nicht wachsen. Es kann sich nur andere Hüllen anziehen.

Um dieses Blaue, Verletzliche ist noch wie so eine Nebelhülle. Das hätte einmal von dem Blauen die wachsende Haut werden sollen. Sie ist aber so dünn, dass es nur so ein Nebel wurde.

Das Kind da drinnen ist blau, grau, dunkel. Außen die Haut. Da sind kräftige Farben, üppig. Innen wird immer mehr ein Vakuum, es droht zu ersticken. Es kommt nichts hinein. Es schaut schon wie tot aus, aber es lebt schon noch. Es ist traurig, einsam.

Die Haut außen kann auch lachen. Nur wenn jemand von außen in die Hülle einsticht, da wird die Hülle böse, gemein, schreiend, hart. Als diese Hülle, ja, da kenne ich mich gut. Da bin ich in den Extremen. Total optimistisch, dann wieder total einsam. Die Hülle kann sehr, sehr böse sein. Diese bekam das durchsichtige Wesen erst.

Ich kann mich in die Hülle außen einfühlen. Das Blaue innen kann ich nur sehen, mich aber nicht darin erleben. Es ist so, als würde ich es als ein Gegenüber ansehen. Es ist zwar winzig, aber hat schon einen ganz kleinen Körper.

Ich wundere mich, wie verletzlich, klein und schwach ich mich auf einmal wahrnehmen kann“.

Der Prozeß nach einigen Stunden

„Das Bild vom Kind hat sich verändert. Als wenn ich mit diesem Kind selbst schwanger wäre. Es geht darum, dass ich es auf die Welt bringe.

Ich bin nicht mehr als Ganze das kleine Kind, sondern es ist ein Teil von mir. Der blaue Embryo von der ersten Stunde ist in mir und mein Bauch ist die Haut. Das Kind ist nicht mehr so schwach. Es hat jetzt eine Mutter: mich.

Was meine Schwierigkeit ist: Meine Mutter entlässt mich nicht richtig. Damit bin ich eigentlich in ihr und ich bin in ihr gleichzeitig schwanger.

Wenn die Mutter da ist, bin ich in der Mutter wie eine Schattenmutter und in mir ist dann das Kind wie ein Schatten. Wenn sie weg ist, kann ich viel besser Mutter für dieses Kind in mir sein. Dann spüre ich, dass ich dieses Kind in mir trage.

Das Kind in mir kommt nicht wie üblich auf die Welt. Es kommt überall im Körper auf die Welt. Zuerst bin ich als Schattenmutter da. Wenn ich das Kind richtig tragen kann, dann wächst es, wird immer größer in mir, füllt das atmosphärisch aus bis es mich ganz erfüllt und mit mir eins wird. Dann wird es ein schönes Blau und der Körper bekommt Stärke und Grenzen“.

Die Individuation der Jugendlichen ist – dem Bilde nach - auf embryonaler Ebene blockiert. Dem Verlauf ihrer bisherigen Individuation nach ist sie noch nicht geboren. Sie leitet erst mit der therapeutischen Hilfe die "Individuationsgeburt" ein.

Dieses Beispiel illustriert die funktionale Verbindung von körperlicher, psychischer und Individuationsebene. Das Hauptthema: Der Individuationsschritt, der jetzt in der Adoleszenz ansteht, ist durch eine negative Mutterbindung blockiert, deren Wurzeln in den pränatalen Raum zurückreichen. Ihre Introspektion holt sie im „imaginativen Ablauf“ in eine pränatale Befindlichkeit zurück. Dies aber mit den zusätzlichen wahrnehmenden Möglichkeiten als Erwachsene heute.

Die Situation, die sie schildert, lässt an den Zustand eines „inneren Selbst im schizoiden Zustand“ (Laing, 1987, S. 76f) denken. Dieses ist von einem falschen Selbstsystem umgeben und erlebt die entsprechenden Grundängste (Laing, 1987, S. 42f). Die Annahme einer sehr frühen Abspaltung legt sich nahe. Wir können den Weg zur Aufhebung derselben miterleben.

Die Adoleszenz fordert bisher nicht bewältigte Entwicklung ein. Das Primärtrauma wird im Rahmen der Ablösungskrise von ihrer Mutter wiederbelebt. Die Qualität dieser Beziehung heute steht in einer Ergänzungsreihe zu dessen Beginn. Dort war sie gezwungen, ihr inneres Selbst auf Kosten einer Selbstentfremdung (Aufbau falscher Selbstsysteme) zu schützen. Die eigentliche Verkörperung ihres inneren Selbst blieb stehen. Im „katathymen Film“ sieht sie diesen Bereich als einen noch zerbrechlichen Embryo in ihr. Weil ihm „Wärme“ fehlte, konnte er nicht wachsen und keine grenzbildende Haut entwickeln.

Schrittweise lösen sich im Wandlungsverlauf die Abspaltungen. Zuerst erlebt und kennt sie sich nur in der Außenhaut (verkörpertes falsches Selbst), die das „durchsichtige Wesen“ erst bekam. Allmählich kann sie sich in dieses einfühlen und zu ihrem eigentlichen Selbst wieder Zugang bekommen.

Die innere Regie variiert in origineller Weise das Konzept Laing's. Das „innere Selbst“ blieb durch die Abspaltung embryohaft stehen. Verkörpert wurde das, was an psychischen Funktionen nach der Abspaltung blieb. Es sind - nach Laing - verkörperte „falsche Selbstsysteme“. Sie dienen fürderhin als Schutz für das unverkörperte innere Selbst. Mit dieser Verkörperung übernimmt sie jetzt für ihr „innere Selbst“ die Rolle der guten Mutter. Es kann wachsen. Sie bringt es zur Geburt. Die Geburt wird zu einem Wandlungsgeschehen für beide. Der Körper bekommt damit erst Grenzen und Stärke. Der ehemals unterbrochene Individuationsweg kann wieder fortgesetzt werden.

Die Individuationsgestalt entfaltet sich im körperlich-psychischen Realisationsrahmen. So ist es zu verstehen, warum sich der

Individuationsprozeß in konkreten körperlichen Bildern ausdrückt. In diesem Sinne darf diesen katathymen Bildern auch zeitliche und körperliche Konkretheit zugesprochen werden. Solche Visualisierungen sind uns aus der Praxis mit dem Katathymen Bilderleben bekannt (Reiter, 1995). Wir haben dazu gut dokumentierte kulturanthropologische Befunde aus schamanischen Kulturen, dass wir Menschen die Fähigkeiten besitzen, pränatale Erfahrungen zu visualisieren (Schmücker, 1991, S. 171f).

So kann die obige kasuistische Vignette einerseits als Verlaufsgestalt der Individuation betrachtet werden; andererseits als anachronistische visualisierte Situationssymbol des Erlebens der Zeit, als der Verlust der Ganzheit erfolgte.

Abschließende Betrachtung

Die Bedeutung des vorgeburtlichen Lebens in den verschiedenen Dimensionen unserer Existenz gibt diesem einen besonderen erkenntnisbildenden Wert. Je nach Perspektive, die der Betrachter einnimmt bzw. einnehmen kann, erfährt er die Mächtigkeit wie auch die Relativität seiner jeweiligen Position.

Wir betrachteten pränatale Inhalte aus naturwissenschaftlichen bis transpersonalen Perspektiven. Dabei konnte mitvollzogen werden, wie sich die Distanz zum Gegenstand, die eigene Involviertheit und damit auch Gefühle von Sicherheit und Unsicherheit im Erkenntnisvorgang veränderten.

Mit sinnenphysiologischen Fakten vorgeburtlichen Wahrnehmungsverarbeitung sind wir auf guter Distanz zum Gegenstand. In großzügiger Manier können wir von dieser Position aus Geburts- oder Mutterleibsträumen wie auch pränatalen Phänomenen in Psychotherapien, Kunst und Kultur ein Vorhandensein von vorgeburtlichen Engrammen zugestehen; wenn auch mit dem Zusatz, daß eine Verifizierung im Konkreten methodisch nicht möglich sei.

Viele Forscher bleiben hier zurück. Für andere, die Erfahrungen zur Pränatalzeit auf introspektivem Wege in der psychotherapeutischen Praxis gemacht haben, sind die obigen Ergebnisse eine Ermutigung, ihren bisherigen Erkenntnissen mehr zuzutrauen.

Der Schritt von empirisch- deduktiver zu empirisch-induktiver Forschung ist groß; und dies, was die Methodik und die damit verbundene Gegenstandserweiterung betrifft. Geht es im ersten Schritt um eine Absicherung der Möglichkeit, dass pränatale Inhalte später abrufbar gespeichert werden können, so tut sich im zweiten Schritt der ehemalige vorgeburtliche Erfahrungsraum in komplexen Zusammenhängen auf. Diese über introspektive Zugänge gewonnenen Daten bedürfen erst der hermeneutischen Interpretation.

Wir werden dabei mit den Stärken und Schwächen des hermeneutischen Erkenntnisweges konfrontiert. Wenn sich ein Gegenstand nur introspektiv, intuierend erschließen lässt, ist die Gefahr von Evidenzschlüssen groß, dass die so erfasste Zusammenhänge zu „Wahrheiten“ und Glaubenssätzen werden. Nur eine sorgfältige Handhabung der Methoden und – wo es nur möglich ist – eine systemfremde Abklärung und verantwortlicher Forschungsdiskurs kann solche Gefahren mindern (Hagehülsmann, 1994).

Das empirisch-induktive bzw. introspektive Vorgehen legt Inhalte frei, die einen Paradigmawechsel einfordern. Es sind Phänomene, die auf eine zentrale innere Instanz oder Bereich verweisen, dem eine transpersonale bzw. ontische Dimension zugesprochen werden darf. Das wirft Fragen auf, in welcher Beziehung diese Phänomene zu unserem bisher erfassten Menschenbild stehen. In Traumbeispielen und einem Therapieausschnitt versuchten wir dies zu konkretisieren.

Im 1. Traum (Verlust der Ganzheit) werden wir darauf verwiesen, dass Menschsein, wie wir es meist leben oder für „normal“ betrachten, eine Entfremdung von einer Ganzheit ist, die wir leben könnten.

Aus dem 4. Traum wie auch aus dem letzten Beispiel (Therapieausschnitt) kann geschlossen werden, dass der Verkörperungsweg dieser zentralen Instanz (Individuation) in uns sehr früh unterbrochen werden kann, wodurch der Entwicklungsweg in entfremdeter Weise fortgesetzt wird. Ein Wissen um die verlorene Ganzheit und ein Streben, diese wiederzuerlangen, bleibt in uns dennoch wirksam.

In den Wiederholungsträume 2 und 3 ist der Paradigmawechsel thematisiert, der beim Forscher oder - vielmehr - bei jedem angesagt wäre, um den Gegenstand „Menschsein“ in seiner Seinsdimension erweitern bzw. leben zu können. Der Träumer übt

sich im Memorieren für die bevorstehende Psychoanalyse. Mit diesem Denken kann er vor einem ganz anderen Wissen in ihm nicht bestehen. Obwohl dieses andere Wissen von einer Kraft und Klarheit ist, wird es von der Egobewusstheit überdeckt.

Die Botschaft an den Träumer ist wohl, dieses Wissen aus seinem inneren Selbst zu hören und sich in eine Entwicklung einzulassen, in der es verkörpert werden kann.

Die Botschaft für die Menschenbildforschung wäre analog dazu, das vertraute Denken radikal zu relativieren, um einem anderen Wissen in uns Raum geben zu können. Erst damit könnte ich „Menschsein“ in seiner Seinsdimension zu erfassen beginnen. Mit einem der Ganzheit entfremdeten Wissen ist mir der Weg dazu versperrt. Die Latte für die eigene Entwicklung des Forschers ist hoch gelegt.

Literatur

- Belschner, W.; Gottwald P. (1999). Gesundheit und Spiritualität. Oldenburg.
- Blum, Th. (1993) (Hrsg.). Prenatal perception learning and bonding. Berlin: Leonardo Puplichers.
- Almaas, A. H. (1997). Essenz. Freiamt/Schwarzwald: Arbor.
- Blehschmidt, E. (1976). Wann beginnt das menschliche Leben? Stein am Rhein: Christiana-Verlag.
- Brocher, T. (1986). Psychoanalyse und Neurobiologie: Zum Modell der Autopoiese als Regulationsprinzip. Stuttgart: frommann-holzboog.
- Chamberlain, D. B. (1990). Woran Babys sich erinnern. Die Anfänge unseres Bewusstseins im Mutterleib. München: Kösel.
- Chavers, R.E.(1984). Transversional Psychology. A Systematic and Methological Study of Psychotherapy. Utrecht.
- Chamberlain, D. B. (1997). Neue Forschungsergebnisse aus der Beobachtung vorgeburtlichen Verhaltens. In: Seelisches Erleben vor und während der Geburt. (L. Janus, S. Haibach (Hrsg.) Neu-Isenburg: LinguaMed: 23 – 36.
- Crisan, H. (1994). Die perinatale Psychosomatik des Kundalini-Yoga. Int. J. of Prenatal and Perinatal Psychology and Medicine 6: 547-579.
- Crisan, H. (1999). Das geistige Echo des präverbale Daseins. Int. J. of Prenatal and Perinatal Psychology and Medicine 11: 65-106
- Deneke, F.W. (1999) Psychische Struktur und Gehirn: die Gestaltung Subjektiver Wirklichkeiten. Schattauer Stuttgart New York
- Devereux, E. (1998). Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kruse, F. (1969). Die Anfänge des menschlichen Seelenlebens. Stuttgart: Enke.
- Dornes, M. (1992). Der kompetente Säugling. Frankfurt/M.: Fischer.
- Dornes, M. (1997). Die frühe Kindheit. Frankfurt/M. :Fischer.
- Dornes ,M. (2000). Die emotionale Welt des Kindes. Frankfurt/M.: Fischer.
- Dürkheim, K.-F- (1951). Im Zeichen der großen Erfahrung. München: Otto-Wilhelm-Barth-Verlag.
- Fijalkowski, W. (1987). Elemente der pränatalen Psychologie in der Geburtsschule in Polen. In: Fedor-Freybergh. P. (Hrg.) Pränatale und perinatale Psychologie und Medizin. Alvsjö: Saphir.
- Krüll, M. (1997). Die Geburt ist nicht der Anfang. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kübber, M. (2001). Der Königsgaukler. Ein indisches Märchen. Engolding: Dreieichen.
- Galati, A. (1991). Dr. Kafkalides's Autopsychognosia: The influence of prenatal and prenatal experiences on the development of personality and mental disorders. In: Int. J. Prenatal and Perinatal Studies (267-272).
- Grof, St. (1998). Topographie des Unbewussten: LSD im Dienst der tiefenpsychologischen Forschung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hagehülsmann, H. (1994). Begriff und Funktion von Menschenbildern in Psychologie und Psychotherapie. Wege zum Menschen. H. Petzold (Hrsg.) Baderborn: Junfermann. S. 9-44.

- House, S. H. (1999). Primal integration therapy school of lake. In: Int. J. of Prenatal and Perinatal Psychology and Medicine 11: 437-498.
- Hochauf, R. (1999). Imaginative Psychotherapie bei frühtraumatisierten Patienten. In: Int. J. of Prenatal and Perinatal Psychology and Medicine, 11:503-517.
- Jacobson, E. (1978). Das Selbst und die Welt der Objekte. Frankfurt/Main: Shurkamp.
- Lichtenberg, J. G. (1991). Psychoanalyse und Säuglingsforschung. Springer, Berlin/Heidelberg/New York.
- Laing, D. R (1987). Das geteilte Selbst. Köln: DTV.
- Maturana, H. R.(1982). Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig/Wiesbaden: F. Vieweg.
- Morgan, M. (1995). Der Traumfänger. Die Reise einer Frau in die Welt der Aborigines. München: Wilhelm Goldmann.
- Mudrooroo, N.(1994). Aboriginal Mythology. London: Thorsons.
- Müller, L; Seifert, T. (1994). Analytische Psychologie. Urbilder der Seele. In: Wege zum Menschen. H. Petzold (Hrsg.) Bd.II. Paderborn: Junfermann. S. 175-244.
- Reiter, A. (1995). Pränatale Wurzeln phobischer Ängste. Kasuistik eines seriellen Traumas "Nicht-gewollt-Seins". In: Int. J. Prenatal and perinatal Psychology and Medicine. 8 : 509-529.
- Reiter, A. (1999). „Pränatale Inhalte im bildnerischen Ausdruck als Entwicklungsdaten. In: J. Prenatal and perinatal Psychology and Medicine.11. 529-549
- Schmaltz, G.(1951). Östliche Weisheit und westliche Psychotherapie. Stuttgart: Hippokrates Verlag.
- Schmücker, E. (1991). Prä- und perinatale Kommunikation unter kulturpsychologischem Aspekt. Unveröf. Dissertation, Universität Salzburg.
- Schmücker, E. (1993). Integration pränataler Entwicklungsbegleitung und psychokultureller Gestaltungen der Elternschaft. In: Int. J. Prenatal and perinatal Psychology and Medicine 2 : 229-243.
- Stern, D. (1992) Die Lebenserfahrung des Säuglings. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Tscharkovsky I. (1988). Les Films Auramax. Paris und Gastelerado, Moskau.
- Vaughan, F. (1993). Heilung aus dem Inneren. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Vliegen, J. (1976). Von Mesmer bis Freud. Psychologie des 20. Jhdt., H. Balmer (Hrsg.) Bd.I. Zürich: Kindler: 687-700.
- Wilber, K. (1990). Das holographische Weltbild. München: W. Heyne.
- Wilber, K. (1991). Das Spektrum des Bewusstseins. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Wilber, K. (1996). In search of a system of everything – A Brief history of everything. Boston: Shambhala.
- Zimmer, H. (1944). Der Weg zum Selbst. Rascher: Zürich.

Erschienen: Pränatale Psychologie als Brücke zwischen naturwissenschaftlicher und transpersonaler Psychologie. Belschner, W.; Galuska, J.; Walach, H.; Zundel, E. (Hrsg.)(2002). Transpersonale Forschung im Kontext. Oldenburg BIS ISBN 3 8142-0809-9